

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 12

Artikel: Aus dem Tagebuch eines protestantischen Pfarrers
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070908>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus dem Tagebuch eines protestantischen Pfarrers

von ***

Es gibt kaum eine Berufsarbeit, die so unzutreffend eingeschätzt wird, wie die des reformierten Pfarrers. Die Gemeindegliedern — jene, die zur Kirche gehen, und die andern — erst recht — sind geneigt, in dem Pfarrer den Mann zu sehen, der nur sonntags arbeitet, oder dann doch einen Bevorzugten, der, wirtschaftlicher Sorgen enthoben, fern von weltlichen Sorgen und geistigen Anfechtungen, seinen Pflichten nachgehen kann. Die folgenden Aufzeichnungen geben ein anderes Bild. Sie zeigen, unter welchen äußeren und innern Alltagsschwierigkeiten der reformierte Pfarrer von heute sein verantwortungsschweres Amt ausübt.

HELPEN ist schwer. Heute drei Beispiele erlebt. Am Morgen kommt Kind mit Brief. Mutter hat kein Geld mehr. Ich kann nicht gleich weg, und Bargeld gebe ich nie. Um halb drei Uhr steht das Kind wieder da. Ich müsse vor drei Uhr kommen, weil der Migros dann da sei. Gehe erst am Abend und räume ihnen im Laden einen Kredit von fünfzig Franken ein. Es ist aber die letzte Hilfe, denn ich habe schon viel zuviel gegeben im Vergleich zu andern Notfällen. Ich bin nicht die Armenpflege, und die Frechheit darf nicht belohnt werden. Zudem würde der Lohn gut ausreichen, wenn sie besser haushalten könnte. Sich im Haushalt beraten lassen will sie nicht. In der Kirche sieht man weder ihn noch sie jemals. Nicht alle Not ist wirkliche Not. Helfen kann nur, wer auch hart sein kann.

Zweiter Fall: Der Bauer versteuert dreimal hunderttausend Franken. Sie liegt krank im

Bett und sollte eine Hilfe haben. Es wäre eine solche vorhanden. Sie wird aber nicht angestellt, weil man nicht noch einer Magd den Lohn auszahlen könnte, wenn man schon dem Knecht einen so großen Lohn geben müsse. Warum habe ich kein Wort dazu gesagt? War es Feigheit? War es das Wissen, daß es doch nichts nützen würde? Ich weiß es nicht. Aber ich bin traurig.

Ich schlafe schon, als es ziemlich genau um Mitternacht läutet. Wieder einmal Frau S. Der Mann hat seinen üblichen Anfall, und die Frau hat die Flucht ergreifen müssen. Ich gehe mit ihr heim. Der Mann ist fort, und die beiden Kinder weinen unter der Decke. Wir warten. Um zwei Uhr kommt er heim. Niemand sagt ein Wort. Alle wissen Bescheid und gehen schlafen. Wenn doch die Frau nur schweigen könnte, wenn sie das Gewitter spürt!

W^VARUM nur habe ich zugesagt, die Taufe zu Hause vorzunehmen? Ein zwingender Grund liegt ja gar nicht vor. Wieder einmal schwach gewesen.

AUCH Mädchen aus der Jungen Kirche können in die Lage kommen, heiraten zu müssen. R. hat es mir heute gestanden.

MEINE Eltern besucht. Drei Bäume gepropft. Eine unaussprechliche Wohltat, für einen Tag nicht für Menschen, sondern nur für Bäume da sein zu müssen.

W^IE DER zwei Trauungen am Samstag. Heute, in der Zeit der Hochkonjunktur, rentiert es nur noch wenigen Menschen, an einem Wochentag zu heiraten.

D^{R.} L. hat die Taufe angesagt. Er hat einen strengen Posten in der Privatindustrie. «Nicht wahr, Herr Pfarrer, Sie begreifen doch, wenn ich sonst nie in die Kirche komme. Aber wenn man die ganze Woche geistige Kost hat, spannt man gerne aus am Sonntag.» Ist es möglich, daß ein derart gebildeter Mann die geistige Kost eines Rechnungsbüros auf dieselbe Stufe mit der geistigen Kost in der Kirche stellt?

Es nähme mich wunder, ob die Predigt als zu politisch empfunden worden ist. Ich höre so selten ein Urteil über meine Predigten. Sind wohl andere Kollegen auch noch so menschlich — allzu menschlich, daß sie es nötig haben, von Zeit zu Zeit etwas Aufmunterndes zu hören? Meine Frau schweigt meistens, und fragen mag ich doch nicht immer.

ICH weiß nichts in der Welt, das schöner sein könnte, als in der Badewanne zu liegen und ein bißchen wie in Tausendund-einer Nacht zu phantasieren. Vergessen die Augenklinik, vergessen der ekelhafte Bürolist, der Frau K. die Witwenrente nie auszahlen will, vergessen alle Müdigkeit und aller Ärger.

Vergessen auch der Rat des Arztes, daß ich nicht heiß baden darf. Dafür brause ich mich mit heroischem Mut kalt ab. Man braucht allerdings dazu eine ungeheuerliche Überwindung, aber ich muß mich überwinden, weil ich sonst die Selbstachtung verlieren würde. Merkwürdig, wegen einer schlechten Predigt oder wegen einer schlechten Vorbereitung verliere ich die Selbstachtung nicht so schnell! Aber wegen einer kalten Dusche setze ich alle meine Energie ein, um vor mir selber bestehen zu können.

I^CH spürte es schon am Morgen früh, daß ich heute keine Predigt schreiben kann. Es will einfach nicht gehen. Tausend Kleinigkeiten werden zwischenhinein erledigt, jede Ablenkung ist erwünscht. Ich werde morgen um fünf Uhr aufstehen und mich sofort rasieren, denn beim Rasieren kommen mir die besten Gedanken.

U^NSER ältestes Kind ist bereits so weit, daß es mit meiner Frau und mir «Eile mit Weile» spielen kann. Verspielen fällt mir schwer, und ich muß mich sehr beherrschen. Doch mitten im Spiel kommt ein Telefon, und ich muß in das Spital. Schade. Meine Frau ärgert sich, aber sie hat eben einen Pfarrer geheiratet.

E^S war heute keineswegs das erstemal, daß ich im Krematorium vor beinahe lauter Katholiken redete, predigte und mit ihnen betete. Auf dem Heimweg, im Nachsinnen über die ungewöhnliche und gar nicht so seltene Situation kam mir der Gedanke, einmal nachzuzählen, wie oft mir dies im laufenden Jahre schon vorgekommen sei. — Ich war vielleicht etwas zu barsch mit dem Bruder des Verstorbenen, der mich bat, die Abdankung zu halten. Muß es denn einer von uns sein, fragte ich ihn. Er: Der Priester kommt nicht. Ich: Er kommt, wenn Sie nicht auf der Kremation bestehen. Er: Es war sein letzter Wunsch. Ich: Er wußte und Sie wissen, daß Ihre Kirche hier an ihren Ansichten festhält. Verstehen Sie, es ist für uns manchmal etwas bitter, das Gefühl haben zu müssen, die Leute dächten: Der reformierte Pfarrer macht's schon. Er: Oh, er war kein eifriger Katholik, er ging nicht mehr zur

Kirche. Ich: Ein lauer Katholik ist noch lange kein Protestant. Er: Zugegeben, aber denken Sie, welche Propagandamöglichkeiten haben Sie! Was für einen Eindruck macht es allein schon, daß Sie kommen mußten. Ich: Was liegt denn schon am Kremiertwerden? Er: Es ist doch nicht schön, die Würmer, wissen Sie. Ich: Und dann die hygienisch einwandfreie Auffüllung der Asche in genormte Blechkanister? — Ihre Kirche hat feste Grundsätze. Und zu seiner Konfession stehen ist Charakter. Nein, sagen Sie nichts, ich will mich gar nicht lange bitten lassen. Aber mir ist es, als überlege sich mancher nicht gut genug, was er macht, wenn er unbedingt als Katholik kremiert sein will.

Aber nun die kleine Statistik über die Bestattungen: Sie ist — entsetzlich. Jeder achte, dem ich die Abdankung hielt, war katholisch, ohne reformierte Angehörige. Zähle ich diese Fälle hinzu, aus Mischehen meistens, waren es über 20 Prozent. Also doch Menschen, die zerfallen waren mit ihrer Kirche, ohne in der unsren eine neue Heimat gefunden zu haben. Weiter: Jeder fünfte der von mir Bestatteten war geschieden und beinahe jeder fünfte war ein Selbstmörder. Diese Aufstellung gibt zwar nicht ein Bild unseres Landes oder unserer Stadt, aber doch ungefähr ein Bild meiner Gemeinde.

DIESE vielen Bettler sind eine Plage, sie nehmen unsere Almosengelder zu sehr in Anspruch, und die meisten von ihnen sind mehr oder minder große Gauner. Wir wissen, daß sie uns anlügen, daß sie unsere Gutscheine verkaufen, daß sie sich lustig machen über uns. Viele von ihnen, die meisten vielleicht. Aber ich wehre mich dagegen, daß wir sie alle an die Zentralstelle weisen sollen, also wieder auf ein Büro mit einem Schalter. Es ist unrichtig, daß wir ihre «Märchen» nicht einmal anhören sollen, um sie zu verhindern, unsere kostbare Zeit zu stehlen. Wir sind nicht verpflichtet, ihnen alles zu glauben, aber wir dürfen sie nicht alle in einen Topf werfen als Gauner, die doch nur lügen und bloß ihre Mahlzeit wollen. Denn viele wollen mehr: Ausprache und einen Menschen, der sie anhört, der sie ernst nimmt. Sie sollen es nur wieder einmal erfahren, daß man ihnen glaubt, auch wenn sie lügen. Sie sollen nur wieder sehen, wie es ist, wenn man als Mensch und nicht bloß als Angehöriger einer Kategorie behandelt wird.



Ein Schafhirte trieb eine Schafherde von Lenzerheide nach Chur. Vor der Reise zählte er die Schafe und kam auf 147 Stück. Unterwegs zählte er die Tiere nochmals und erreichte wiederum die Zahl 147. Als er aber in Chur ankam, bestand die Herde aus 146 Schafen. Kein Tier ging unterwegs verloren oder blieb zurück.

Frage: Wie ist dies möglich?

Auflösung Seite 56

Es ist besser, zwanzigmal übers Ohr gehauen zu werden, als einmal einen Aufrichtigen mit leeren Händen fortzuschicken.

NACH Tisch hatte ich eine Beerdigung. Gleich nach der Beerdigung zwei Trauungen. Es ist eigentlich unmenschlich, was da vom Pfarrer verlangt wird. Eben hat er den Tod zu sich sprechen hören, hat die Erde auf den Sarg geworfen — gleich darauf soll das alles völlig vergessen, völlig ausgelöscht sein. Und es soll von der Freude und vom Leben ausgegangen werden. Eben das Unservater gesprochen am Grab, am Ende des Lebens, gleich darauf wieder am Altar, am Beginn des gemeinsamen Lebens.

IMMER wieder die gleiche Geschichte. Die Freunde des Selbstmörders (Verwandte hat er nicht) wünschen, daß von einem Unfall die Rede sei. Dabei weiß die ganze Trauergesellschaft den wahren Sachverhalt. Der Pfarrer aber soll das Dekorum wahren. Durch schweigende Lüge soll erreicht werden, was nur die Gnade wirken kann. Nach einer guten halben Stunde sind sie überzeugt.

WIEDER einmal gründlich hineingelegt worden. Papiere stimmten alle, als sie die Taufe ihres Bübchens anmeldete und um eine Unterstützung bat. Drei Tage später nochmals: der Mann verunfallt, allseitig bescheinigt. Nun stellt sich heraus, daß es gar nicht die Mutter war, sondern die Freundin des eventuellen Vaters. Das Geld verjubelt. — Nun werde ich die nächsten zehn, zwölf Hilfesuchenden wieder gründlich durchleuchten, dann langsam absacken — und wieder hineingelegt werden.

DER Schuhmacher rieb es mir wieder einmal unter die Nase, wir Pfarrer seien halt weltfremde Leute. Was heißt schon weltfremd? — Eines ist mir manchmal schwer: Oft komme ich eine ganze Woche nur mit Menschen zusammen, die irgendwie in einer Krise sind, deren Leben aus der Bahn geworfen ist. Ob das nicht auch zur gerügten Weltfremdheit führt?

MIT der neuen Konfirmandenabteilung klappt es noch nicht. Sie kommen pünktlich, bringen ihre Bücher mit, haben ihre Aufgaben gelernt, geben ihre Antworten. Aber es ist kein Zug in der Sache. Würden sie wenigstens einmal rebellieren. Dann könnte man sie ansingen. Das schafft auch ein persönliches Verhältnis.

DER Pfarrer arbeitet jahraus, jahrein in seiner Gemeinde. Und seine Frau hat gestern mit einigen kleinen Schulkindern Seifenblasen gemacht. Heute begrüßen sie mich: «Gället Sie, Sie sind dr Ma vo dr Frau Pfarrer?» — Das ist der Dank der Welt. Als ob unsreiner nicht auch Seifenblasen machen könnte! Und sie auch macht.

WARF auf der Bahnhofstraße fast einen Paketberg um, in dessen Mitte sich Kollega X befand. Konnte es mir nicht verkneifen, ihm zu seinen eindringlichen Worten über die Verweltlichung des Christfestes zu gratulieren. Hätte schweigen sollen.

OB B.s katholisch seien. Da hat man bei Nachbarn gefragt. Da hat man herumtelefoniert. Da behauptet einer, er sei sehr gut bekannt mit ihnen, ja wirklich befreundet. Aber niemand hat eine Ahnung. Was sie versteuern, ob die Ehe gut ist, ob er solid ist, wohin sie in die Ferien gehen — das alles ist bekannt. Nur der Glaube nicht.

Während des Essens läutet er. Das ist durchaus gestattet, dann bin ich sicher daheim. Er wolle nur fünf Minuten mit mir reden, etwas ganz Persönliches. Meist ist das eine bestimmte Kategorie besserer Bettler. Dieser junge Mann wollte sich nur «schnell» über die gemischte Ehe orientieren. Er sei dann «öppen» ein guter Protestant, Hochzeit und Kinder selbstverständlich reformiert. Er müsse nur schnell wissen, ob wir von der katholischen Braut die Umtaufe schon vor der Hochzeit verlangen. Die Belehrung bekam er. Und noch einige Fragen: ob er sich wirklich zumute, durch seinen Glauben der Frau den Weg in unsere Kirche zu ebnen. Ob sie nicht vielleicht so viel auf ihrem Glauben halte wie er.

Davon hätten sie nie geredet. Schließlich müsse sie froh sein, sie sei eine Italienerin. — Mir tut die «ragazza» leid.

«DAS war eine sehr schöne Feier», sagte nach der Konfirmation der Vater einer Konfirmandin, den ich noch nie in einem Gottesdienst gesehen habe. Er wollte mir scheinbar ein Kompliment machen, und ich mußte freundlich lächeln, denn ich konnte im Moment nicht gegen die «schöne» Feier protestieren. Schön waren die Blumen auf dem Taufstein, schön der Gesang einer Solistin, schön die Kleider der Konfirmanden und ganz besonders schön die Frisuren! Schön war es auch, daß alle Konfirmanden mäuschenstill dasaßen (was im Predigtgottesdienst nicht immer der Fall war). Aber hat denn jener Vater nicht gemerkt, um was es mir ging? Ausnahmsweise hatte ich wohl die halbe Predigt an die Eltern gehalten und von ihrer Verantwortung gegenüber den Konfirmanden gesprochen. Und was ich sagen mußte, daß hatte bestimmt mit einer «schönen» Predigt nichts zu tun. Aber es gibt Leute, die für alle kirchlichen Handlungen und Anlässe das Adjektiv «schön» bevorzugen, von der schönen Taufe bis zur «schönen» Abdankung.

AUF dem Heimweg heute abend machte es meine Schritte schneller: Ich will noch einen Blick tun in die Kinderbetten. Wann habe ich eigentlich zuletzt «Ryte, ryte Rößli» mit ihnen gespielt? Heute früh beim Aufstehen sah ich sie, dann den ganzen Tag nicht mehr. Nun lagen sie da, mit schlafroten Backen, der Kleine mit vier Fingern im Mund. Es roch nach frischer Wäsche und kleinen Kindern. «Ihr seid ja ganz verbürgerlicht», sagte mir letzthin ein alter Schulkamerad. Wenn das heißt, daß wir als Pfarrer das Leben eines Familienvaters führen dürfen, daß wir deshalb auch einmal mit unserm Geld rechnen, daß wir ein paar Stunden des Monats nicht unserer Arbeit widmen, weil eine Gattin schließlich nicht eine Haushälterin und Kidermagd ist — schön, dann hast du recht, mein guter Hans. Aber du meintest es als Vorwurf. Wir sollten wohl mit magerem Asketengesicht allein unserem Amte leben, uns davon verzehren lassen, in heldischer Armut das Leben dessen nachahmen, der «nichts hatte, da er sein Haupt hinlegen kann». Glaubst du, Hans, wir empfinden die Spannung nicht, die besteht zwischen unserm bürgerlichen Dasein mit seinen Pflichten und den turmhohen Forderungen der Bergpredigt (dem Ideal einer alles diesseitige Interesse aufzehrenden Gottesliebe)? Aber wie steht es denn mit deinem eigenen Christentum? Stehst du nicht selber in dieser Spannung, müßtest du nicht auch darin stehen? Und noch eine Frage erlaube mir: Wäre es dir recht, wenn wir in abgeschabten Kleidern, als elhose Asketen, dem täglichen Leben abgewandt, daherkämen? Du wärest der erste, der uns Lebensfeindlichkeit vorwerfen würde!

ICH sitze tief im Polsterstuhl, meine Füße berühren den sattroten Afghan. An den Wänden hängen ein paar alte Holländer Landschaften, nicht erste Wahl, aber doch schön. «Haben Sie Kinder?» frage ich. «Ja, einen vierjährigen Sohn...» Ich nicke und schaue die Frau an, gar nicht fragend etwa, denn ich bin es in dieser Häuserzeile mit teuren, modernen Wohnungen schon gewohnt, Ehepaare mit einem oder noch häufiger keinem Kind zu treffen. In ihrem eigenen Innern mußte die Frage gelauert haben, die sie nun in meinem Blick zu lesen glaubte. Leicht auflachend fährt sie weiter, als hätte sie sich gegen eine Mißbilligung zu wehren:

«Wir haben ja ein Kind, jetzt ist Schluß damit, eins tut's, eins soll man ja haben, und das haben wir.»

Am selben Nachmittag bei W.s. Die Wohnung ist neu, eng, unaufgeräumt. Er und sie haben Hauswartdienst in verschiedenen Apartmenthäusern. Sie räumt überall auf, in der eigenen Wohnung reicht die Zeit nicht mehr dazu. An der Wand hängt das Bild eines halbwüchsigen Knaben mit einem Blick, der noch in jugendlichen Träumereien befangen ist. Sie sieht, daß ich hinblinke, und sagt: «Am Morgen ging er gesund fort, am Abend brachten sie ihn tot nach Hause — überfahren vor vier Jahren — es ist jetzt vorbei...»

Hätte ich die beiden Besuche in umgekehrter Reihenfolge gemacht, so würde ich jener jungen Frau, die so sicher war, daß sie nun ein Kind hat, für alle Zeit und Ewigkeit sozusagen, erzählt haben, was ich gesehen. So hatte ich geschwiegen. Schweige ich nicht vielleicht überhaupt zuviel? Bin ich etwa ein stummer Hund? Aber es schnürt mir immer den Hals zu, wenn mir Leute so treuherzig ihre Sicherheit, ihre Sattheit, ihren felsenfesten Materialisten- und Diesseitsglauben bekennen, als könnte mir, einem Pfarrer, solche Zuversicht doch nur Freude machen.

Es blieb meiner Familie nicht verborgen, daß ich mit einem offensichtlichen Schmunzeln am Mittagstisch saß. Meine Vergnugtheit galt aber nicht dem gut gekochten Essen. Die beiden Schwestern B., um die fünfzig Jahre alt, die ich besucht hatte, sind unter den Einfluß eines Missionars geraten. Dieser Missionar ist stud. med. S. aus Pakistan, seines Glaubens Mohammedaner! Er hat sich bei den Schwestern eingemietet und verrichtet treulich seine täglichen Gebete, indem er in seinem Zimmer auf den Teppich kniet und sein Gesicht nach Mekka wendet. Er läßt sich nicht stören, wenn man ihn währenddessen ans Telefon rufen will. Dagegen erklärt er nachher sehr ernst, daß es besser sei, einen Menschen ein wenig warten zu lassen als Allah. «Wissen Sie, Herr Pfarrer, seit er bei uns wohnt, haben wir angefangen, wieder zur Kirche zu gehen, wir schämen uns vor ihm...»

*

Wir verdanken den Abdruck dieser Tagebuchblätter der gehaltvollen protestantischen Monatsschrift «Von des Christen Freude und Freiheit».